Nachrichten aus der Forschung

Martin Jost

»Kindheit im Zweiten Weltkrieg. Eine vergleichende Perspektive«

Internationale Tagung des Hannah-Arendt-Instituts für
Totalitarismusforschung e.V. an der Technischen Universität
Dresden in Zusammenarbeit mit der Professur für
Geschichtsdidaktik am Historischen Seminar der Universität
Leipzig, Leipzig, 12. bis 14. November 2015

DOI 10.1515/mgzs-2016-0078

Historische Kriegskinderforschung hat Konjunktur. Die internationale Tagung »Kindheit im Zweiten Weltkrieg« versammelte 35 Historiker, Pädagogen sowie Film- und Kulturwissenschaftler aus acht europäischen Ländern, Israel und China. Im Zentrum der Veranstaltung stand der Vergleich verschiedener ethnischer und nationaler Erfahrungsräume der Kriegskindergeneration.

Günther Heydemann (Dresden) verwies zu Beginn angesichts der gegenwärtigen Kriege und Flüchtlingsströme auf die Aktualität des Themas. Kinder dienten in der Berichterstattung zumeist als Mittel verstärkender Emotionalität, gerieten aber nur selten mit ihren Erfahrungen und Hoffnungen in den Fokus. Auch Kinder im Zweiten Weltkrieg seien – wie allgemein in der Geschichte – lange als »Kollateralschäden« ignoriert worden. Die Tagung unternahm den Versuch, die »Lebenswelten der Stummen der Geschichte« zu analysieren, um somit Kinder als Opfer oder handelnde Subjekte beschreiben zu können und dadurch einigen von ihnen exemplarisch ein Gesicht zu geben.

Alfons Kenkmann (Leipzig) machte deutlich, dass es durch die Einbeziehung deutscher Kinder in die Betrachtung nicht darum gehe, die verschiedenen Schicksale in eine »Opferkonkurrenz« zu setzen, sondern dass es das Ziel sei, im Rahmen eines europäischen Vergleichs »homogene Erfahrungsmuster« zu untersuchen. Möglicherweise könne dies den Ausgangspunkt einer gesamteuropäischen Kindheitsgeschichte des Zweiten Weltkriegs bilden.

Kontakt: Martin Jost, Simon-Dubnow-Institut für Jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig, E-Mail: jost@dubnow.de

Die Erfahrungshorizonte deutscher und »volksdeutscher« Kinder im Nationalsozialismus standen im Fokus der ersten Sektion. *Lisbeth Matzer* (Graz) befasste sich mit der Hitlerjugend (HJ) im Gau Steiermark. Da es »die« HJ nicht gebe und sie sich während des Krieges stark veränderte, sei regional zu betrachten, wie sich die HJ-Führer an den Vorgaben der Reichsjugendführung orientierten. Bis Kriegsbeginn dominierte in der Steiermark das Propagandabild der »kämpfenden Jugend« und die Rekrutierung von »Führernachwuchs« die Praxis. Mit Kriegsbeginn nahm das »wieder deutsch machen« volksdeutscher Kinder mehr Raum ein.

Caroline Mezger (Florenz) unterstrich in ihrem Vortrag über die Donauschwaben (»From Hitler's Disciple to Wartime Refugee«) den biografischen Bruch der Heranwachsenden. Der Versuch, sich als vermeintlich »bessere Deutsche« zu profilieren, lasse sich unter anderem an der überproportional großen Zahl donauschwäbischer Waffen-SS-Angehöriger ablesen. Die Flucht nach Deutschland gegen Ende des Krieges charakterisierte Mezger als Schock für diese Generation, da viele Kinder aufgrund ihrer archaischen Lebensweise schnell als gesellschaftliche Außenseiter galten.

Völkisch und militärisch geprägte Jugendorganisationen waren keine singular nationalsozialistische Kindheitserfahrung. Die »Hlinka Jugend« der Slowakischen Volkspartei unterhielt mit Jugendorganisationen in Deutschland, Italien und Kroatien regen Austausch. *Michala Lónčíková* (Bratislava) veranschaulichte, wie es dem slowakischen Regime gelungen sei, auf dem Weg zu einem »neuen Slowaken«, die »Hlinka Jugend« als wichtigste Sozialisationsinstanz neben Eltern und Lehrern zu etablieren. Die Ordnung der zukünftigen Gesellschaft hätte diese Jugend in erster Linie durch geschlechtsspezifische Rollenmuster eingeübt.

Individuelle Handlungsspielräume lotete der Vortrag von *Antje Dussa* (Leipzig) »Einsichten. Kinder- und Jugendentagebücher als Erinnerungsort Leipziger Kriegs- und Nachkriegsgeschichte« aus. Die Tagebücher eröffneten den Blick auf eine durch das Spiel geschaffene Parallelwelt, die den Krieg – von den Bombenangriffen abgesehen – ausblendete, aber trotzdem Raum für eine individuelle Bewältigung der eigenen Verstrickung in den Nationalsozialismus bot. Die vom NS-Regime forcierte Begeisterung für Militärisches und den Krieg hatte zumindest bei diesen Kindern ihre Grenzen. Die unterschiedlichen Erfahrungsräume und Aktionsradien von Jungen und Mädchen sind in ihrer lokalgeschichtlichen Differenz zu betrachten. Unsicherheit über Kapitulation und Besatzungsmacht hinterließen auch nach dem Krieg ihre Spuren in den Gefühlen der Kinder.

André Postert (Dresden) setzte mittels einer kurzen Geschichte des Spielzeugs unterschiedliche Kindheitserfahrungen im Zweiten Weltkrieg zueinander in Beziehung. Das Spielzeug fungierte als indirektes Verbindungsglied zwischen der Lebenssituation eines Kindes im Ghetto Theresienstadt, das in der »Spielzeug-

werkstatt« in entwürdigender Zwangsarbeit Holzfiguren schnitzen musste, und den Kindern der SS, die an der »Heimatfront« damit spielten. Die Geschichte des Nationalsozialismus muss durch diesen Ansatz nicht neu geschrieben werden; er verdeutlicht aber einmal mehr, dass es keinen gesellschaftlichen Bereich gab, der nicht in die nationalsozialistischen Verbrechenskomplexe eingebunden war.

Im Fokus der weiteren Vorträge dieser Sektion standen die Schicksale jüdischer Kinder in Osteuropa. Es wurde offensichtlich, dass die Geschichte der Kriegskinder nicht von den nationalsozialistischen Verbrechen separiert betrachtet werden kann: Erfahrung und Handlungsmöglichkeiten waren interdependent.

Die von *Irina Rebrova* (Berlin) und *Marta Ansilewska-Lehnstaedt* (Berlin) dargelegten Überlebensstrategien jüdischer Kinder im Nordkaukasus und im Warschauer Ghetto führten in vielen Fällen zum Verlust des Wissens um die eigene Herkunft. Das Kaschieren »jüdischen« Aussehens oder das Ablegen »jüdischer« Namen, die Trennung von der Familie und das Vernichten von Dokumenten rettete einigen das Leben, führte aber oftmals langfristig zum Verlust der persönlichen Geschichte. Im Warschauer Ghetto versuchten Eltern, ihre Kinder auf die »arische Seite« zu schleusen. Diesen Akt der Verzweiflung hätten aber viele Kinder kognitiv gar nicht erfassen können – für sie blieb ein Gefühl des »Abgeschoben-Seins«.

Yulia von Saal (München) und *Johannes-Dieter Steinert* (Wolverhampton) beschäftigten sich mit der Ausbeutung von Kindern durch Zwangsarbeit. Tausende weißrussische Kinder dienten den Besatzern ab Frühjahr 1944 in »Kinderdörfern« als Geiseln, um die unfreiwillige Gefolgschaft ihrer Eltern auch bei nach Westen vorrückendem Frontverlauf zu sichern. Die Ausbeutung als »Blutspender« oder die Deportation zur Zwangsarbeit ins Reich erschütterten den bekannten Erfahrungsraum. Den untersuchten Ego-Dokumenten sei die Wahrnehmung der Deportation als »Bruch in der Biografie« gemein – welchen Schock ein Kind erlebte, wenn sogar die eigene Familie gezwungen war, ein Mitglied für ein Zwangsarbeiterkontingent zu benennen, entzieht sich jeder Annäherung. Bei allen Kindern, die ein Lager oder Ghetto überlebten, habe sich gezeigt, so Steinert, dass es eine »Kontaktperson« gegeben habe. Diese Erfahrung des engen Zusammenhalts nach innen und gleichzeitiger Abgrenzung nach außen habe das Eingehen »normaler« sozialer Beziehungen nach dem Krieg enorm erschwert.

Die Sektion verdeutlichte das Potenzial einer transnationalen Geschichtsschreibung der Kindheitserfahrung unter deutscher Besatzung. Die Bedingungen und Möglichkeiten des Überlebens wurden dabei ebenso konturiert wie die Unterscheidung zwischen aktiv handelnden Subjekten und passiven Opfern.

Im Zweiten Weltkrieg wurden zahlreiche nationalstaatliche Grenzen gewaltsam aufgelöst. Hiermit ging die Flucht, Deportation und Verfolgung von Mil-

lionen Menschen einher. Flucht war und ist nicht freiwillig, aber eine aktive Handlung; Deportation hingegen war und ist etwas Passives. Die Frage, ob diese unterschiedlichen Erfahrungen innerhalb ihrer jeweiligen Kontexte und räumlichen Dimensionen sinnvoll vergleichbar seien oder sich quasi automatisch eine Opferkonkurrenz ergebe, war das zentrale Erkenntnisinteresse der zweiten Sektion, die den transnationalen Ansatz weiterführte.

Clemens Maier-Wolthausen (Berlin) und *Ingrid Söderlind* (Linköping) thematisierten die transnationale Hilfsarbeit für Kinder in Schweden. Die restriktive Aufnahme einiger hundert jüdischer Kinder aus Deutschland und Österreich erschien – besonders nach der empathischen Aufnahme von 70 000 finnischen Kindern wenige Monate danach – erklärungsbedürftig. Schwedische Gastfamilien bevorzugten, so Maier-Wolthausen, das »ideale Flüchtlingskind«: ein sechsjähriges blondes Mädchen. Wobei »blond« als Chiffre für »nicht-jüdisches Aussehen« verstanden werden müsse. In Skandinavien hätte ein spezifisch »nordischer Gedanke« bei der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge die wesentliche Rolle gespielt; nicht das Glaubensbekenntnis, sondern ethnische bzw. phänotypische Faktoren seien ausschlaggebend gewesen. Dieser »Gedanke« erklärt, warum Schweden 1943 tausende dänische Juden bereitwillig aufnahm, aber mittel- und osteuropäische Juden abwies. Ein Vergleich der Erfahrungen, die Flüchtlinge der »Kindertransporte« nach England, Schweden und in die Niederlande machten, bleibt ein Desiderat.

Katharina Friedla (Jerusalem) schilderte die Deportation von 230 000 Juden durch sowjetische Behörden aus Ostpolen nach Sibirien. Die Ego-Dokumente ließen erkennen, dass sich nach dem Schmerz der Verbannung und einer dauerpräsenten Hungererfahrung bei vielen Überlebenden ein Gefühl der Erleichterung ausbreitete, nur auf diese Weise der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik entkommen zu sein. Nach dem Krieg versuchte sich die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) der »unaccompanied children« anzunehmen und deren Angehörige zu finden. Hier zeigten sich, so betonte *Verena Buser* (Berlin) in ihrem Vortrag »Wir haben nichts unversucht gelassen ...«, die prozessual entwickelten Maßnahmen der UNRRA.

Ergänzend hierzu verdeutlichte *Christian König* (Halle/Saale) anhand der exemplarischen Fluchtgeschichte einer Frau in die SBZ/DDR die schwierige Situation des Ankommens und Einlebens in bestehende gesellschaftliche Strukturen, in denen sie nicht erwünscht war.

Martin C. Winter (Leipzig) moderierte die Sektion »Erinnerungen und Gedächtnisse«, in der »das Teilende und das Verbindende« im Mittelpunkt standen. Im östlichen Europa unterschieden sich die öffentliche und die individuelle Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg erheblich. Die Sowjetunion heroisierte die Rolle der Kinder in der offiziellen Erzählung des »Großen Vaterländischen Kriegs«

pauschal. Erst in den 1990er Jahren fanden individuelle Erinnerungen, in denen Kindern die Rolle von Opfern zugestanden wurde, ihren Platz.

Oxane Leingang (Köln) analysierte literaturwissenschaftlich die Realisierung der »Viktimisierung des Kriegskinderkollektivs«. Trotz dominierender Erinnerung an Hunger und zunehmende Immunisierung gegenüber Gewalt dienten diese als Medium der Individualisierung und ermöglichten neue Deutungsnarrative.

Dennoch zeigte die von *Natalie Timofeeva* (Woronesch) beleuchtete ungenügende Versorgung ehemaliger minderjähriger KZ-Häftlinge in Russland, wie schwer die Anerkennung von Kindern als Opfer heute noch falle. Neben bereits erstrittenen Vergünstigungen und Rentenansprüchen fordert der »Verband der ehemaligen minderjährigen KZ-Häftlinge« derzeit die Aufnahme als Einzelgruppe ins Veteranengesetz.

Wei Zuhang (Wuhan, Provinz Hubei, VRC) untersuchte die Möglichkeit, mittels der Adaption autobiografischer Erinnerungen in Romanen die kindlichen Erlebnisse emigrierter Juden im »Shanghaier Ghetto« aus der »vergessenen Vergangenheit« hervorzuholen. Die Erfahrung des Exils als ein Bindeglied und erinnerungspolitischen Anknüpfungspunkt für national geprägte Narrative zu verstehen, transformiere diese zu kosmopolitischer Erinnerung. Hierbei schwang aber immer auch die Schwierigkeit mit, vergangene Gewalterfahrungen sprachlich angemessen auszudrücken.

Dieser näherte sich *Wiebke Hiemesch* (Hildesheim) anhand Oral-History-Quellen überlebender Kinder des KZ Ravensbrück. Brüche in der Erzählung verstand sie nicht als Abweichung vom Narrativ, sondern als Muster der »(Dis-)Kontinuierung«, in der sich die entpersonalisierende Gewalt manifestierte.

Der Forschungsansatz, aus Schüleraufsätzen der unmittelbaren Nachkriegszeit Kinder als »Geschichtszeugen und Akteure« wahrzunehmen, verband die Vorträge von *Olga Radchenko* (Tscherkassy) und *Beate Müller* (Newcastle). Die 1944 in der Ostukraine und 1946 in Nürnberg zu Tausenden verfassten Aufsätze boten Einblicke in die wechselvolle Besatzungsgeschichte, verschiedenste Bewältigungsstrategien der Gewalterfahrung und der Verstrickung in das System des Nationalsozialismus oder des deutschen Besatzungsregimes. Die Idealisierung der Zeit vor dem Krieg sei in beiden Sammlungen ein konstantes Thema. Die Trauer und Sorge um ältere männliche Angehörige bewegte die Gedanken der Kinder genauso wie eine diffuse Angst vor der Zukunft – eine Zukunft, die 13 Millionen Kinder ohne einen Elternteil oder gar beide Elternteile gestalten mussten.

Lu Seegers (Hamburg) präsentierte unterschiedliche Erfahrungen der Vaterlosigkeit in der Bundesrepublik, der DDR und Polen. Ihre Ausführungen bereiteten inhaltlich auf die öffentliche Podiumsdiskussion vor.

Barbara Stambolis (Paderborn) moderierte am Freitagabend im Festsaal des Alten Rathauses in Leipzig die seltene Kombination aus Zeitzeugenschaft und

wissenschaftlicher Expertise, die die drei Protagonisten – *Konrad Jarausch* (Chapel Hill, North Carolina), *Peter Maser* (Münster) sowie *Jürgen Reulecke* (Gießen) – in ihren Persönlichkeiten vereinten. Alle drei wuchsen in der Nachkriegszeit vaterlos auf. *Heide Glaesmer* (Leipzig) ordnete die Lebenserinnerungen und -erfahrungen der drei Historiker in die aktuelle Traumaforschung ein. Viele im bisherigen Tagungsverlauf abstrakt gebliebene Erfahrungen erhielten hier ein Gesicht. Die von Seegers herausgestellte »unantastbare« Figur des Vaters innerhalb der familiären Erinnerung, ein »unfairer Wettbewerb« mit dem gefallenem Vater und innerfamiliärer Druck, das Erbe des Vaters fortzusetzen, beschrieben die Teilnehmer des Podiumsgesprächs als prägenden Teil ihrer persönlichen Entwicklung. Auch die Frage nach dem individuellen Zusammenhang dieser Erfahrung und ihrer späteren Arbeit als Historiker sowie zivilgesellschaftlichem Engagement waren zentrale Themen.

Die letzte Sektion bot Einblicke in die Quellengattung Film, die bei der Untersuchung von Kriegskindheit bisher kaum eine Rolle gespielt hat. *Markus Köster* (Münster), *Michael Brodski* (Mainz) und *Ute Wölfel* (Reading) untersuchten sowohl dokumentarische wie fiktionale Quellen. Übereinstimmend vertraten sie die Auffassung, dass die emotionale Aufladung von Spielfilmen über den Zweiten Weltkrieg, deren Protagonisten Kinder sind, Historikerinnen und Historiker dazu zwingt, die Deutungsabsicht und Vermarktungsstrategien der Filmemacher offenzulegen. Der Film als Quelle erzähle mehr über die Zeit in der er entstand, als über den historischen Gegenstand, den er behandelt. In den von Brodski und Wölfel analysierten Nachkriegsfilmen offenbarten sich die national geprägten Diskurse im Umgang mit Traumata. Während die Produktionen der ostdeutschen DEFA Kinder, die nicht traumatisiert oder in das NS-Regime verstrickt waren, als aktiv handelnde Akteure eines »unbefangenen Neuanfangs« der DDR instrumentalisieren, standen in der US-amerikanisch-schweizerischen Produktion »The Search« überlebende Kinder der NS-Verfolgung mit ihren realen Schicksalen im Mittelpunkt. Köster zeigte Ausschnitte aus Amateur-Familienfilmen, die Zeugnis einer spielerischen Vermittlung der gesellschaftlichen Militarisierung waren und sich eng an NS-Propagandafilmen anlehnten.

Mona Bergmann (Leipzig) präsentierte das vom SWR/KiKa geplante Projekt eines achteiligen Dokumentarfilms »Kleine Hände – Kindheit im Zweiten Weltkrieg«, das den Versuch unternimmt, dieses anspruchsvolle Thema für Kinder und Jugendliche aufzuarbeiten.

Der Tagung in Leipzig ist es gelungen, nationale Erinnerungsnarrative der Kriegskindheit im Zweiten Weltkrieg aufzubrechen und international zu vergleichen, ohne dabei die unterschiedlichen Erfahrungen in eine Opferkonkurrenz zu setzen. Jedoch ist für einen angemessenen Vergleich eine verbindliche Definition von Kindheit unabdingbar. Die Abhängigkeit einiger Projekte von teils erst nach

Jahrzehnten aufgezeichneten Interviews oder freien Erzählungen bedürfe, so Kenkmann in der Abschlussdiskussion, weiterer Reflexion der Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode. Von einer kollektiven Kindheitserfahrung in Europa während des Zweiten Weltkriegs kann nicht gesprochen werden; differenzierte Erfahrungsräume schließen aber eine »europäische Generationalität« mit spezifischen generationellen Erfahrungsmustern nicht aus. Diese Frage sollte der geplante Sammelband, in den die Herausgeber auch Süd- und Westeuropa einbeziehen wollen, aufgreifen und den vielversprechenden Ansatz transnationaler Geschichtsschreibung weiterführen.